

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 3 (1962)

Artikel: Aus dem Briefwechsel Thomas Mann - Robert Faesi
Autor: Rychner, Max / Faesi, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Durch freundliches Entgegenkommen der Familie Thomas Mann und des S. Fischer-Verlages sind wir in der Lage, dieses Jahr einige Proben aus dem Briefwechsel Thomas Mann – Robert Faesi hier vorzulegen, mit besonderer Genugtuung aus vielen Gründen, namentlich aber auch aus dem, daß der Vertreter einer alten und verdienten Familie Zürichs der Empfänger einer Reihe von herzlich gehaltenen Briefen unseres Dichters ist, ein auch literarischer Vertreter der Stadt, die das Thomas Mann-Archiv in Obhut hat und Sitz der Thomas Mann-Gesellschaft ist.

Robert Faesi gehört zu den frühen Verehrern des großen Prosaisten. Er und Eduard Korrodi sind Jahre vor dem Ersten Weltkrieg für Thomas Mann eingetreten, aus Kenntnis des werdenden Werkes und aus Ahnung des Ranges, der diesem beschieden sein würde. Ich erinnere mich, wie wir 1912 am Gymnasium Zürich, in den Deutschstunden Korrodis, Abschnitte aus den *Buddenbrooks* und Novellen aus dem Bändchen *Der kleine Herr Friedemann* lasen, so als handle es sich um Werke eines Klassikers, über dessen Stellung innerhalb der Literatur nicht mehr viel zu diskutieren sei. Wir, das Volk der Fünfzehnjährigen, hatten in dieser Sache geprüft und entschieden; wer unsern Entscheid bezweifelte, mochte eben in seiner Finsternis verharren. Einige Aufsätze des jungen Korrodi hatten dem Dichter gefallen, darunter einer in dem blauen Heft *Der Lesezirkel* vom Januar 1913, der ein literarisch interessiertes, auf Stimme und Anblick von Dichtern erpichtes Publikum in den kleinen Saal der Tonhalle einladen sollte, wo der Klassiker, damals im Alter von siebenunddreißig Jahren, aus seinen Werken vorlesen sollte. Und dann wirklich kam und vorlas: die Schillerstudie *Schwere Stunde*, eine geistreiche Elegie, deren Lyriismus die Hörer in Bann schlug und hielt, später die Simulantenszene, wo Felix Krull, um der Schule zu entgehen, den guten alten Doktor hinters Licht führt: das Programm war kundig gemischt, und wie bei tragischen Aufführungen im Altertum kamen schließlich die Komödie und der Humor zu ihrem Recht.

Es war ein Abend, über den in unseren Kreisen, d. h. in den Pausen zwischen Mathematik und Latein, viel und lebhaft gesprochen wurde. Es war uns nicht entgangen, daß der Dichter manchmal für kurze Weile die Stellung eingenommen hatte, in der ihn die Photographie im *Lesezirkel*-Heft darstellte: am Schreibtisch sitzend, das Haupt auf die rechte Hand gestützt, deren leicht geöffnete Faust mit den Fingerücken der Schläfe anliegt, den Blick in eine Weite gerichtet, die auch ihre Schwierigkeiten hat. So das Bild. In der Wirklichkeit des großen Abends jedoch hatte der Blick *uns* getroffen, vielleicht sogar unsern Blick, wer weiß, und hatte dann sekundenschnell etwas von uns empfangen, etwas, das in uns unruhig umging und nicht einfach zu benennen war. Doch das mußte er ja wissen und auch benennen können. Einen hatte er geradezu glücklich gemacht: den, der uns ihm zugeführt hatte, den jungen Hilfslehrer, der über ihn geschrieben hatte. Einigen von der Literatur bereits Erfassten unter seinen Schülern zeigte er in seinem Studierzimmer an der Hottingerstraße auf einem Tischchen, aufgeklebt auf der weiten Fläche eines gelblichen Kartons, das Lichtbild eines gemalten Porträts des Dichters, der mit hohem steifem Kragen fast etwas beengt saß und ein Papier in Händen hielt. Darunter hingeschrieben in der feinsten, willenskräftigen Schrift die Widmung an Korrodi, strahlend gemacht durch

die Worte: «dem freundlichsten der Freunde» . . . Worte, die ihm Wagners *Tristan* zu solcher Gelegenheit zur Verfügung gehalten hat bei großzügigen Spenden.

*

Ein halbes Jahrhundert ist seither vergangen, ein mühseliges und beladenes. Es hat uns geradezu angehalten, den geistigen Nothelfern Treue zu wahren und Dank zu spenden denen, die etwas «höhere Heiterkeit» in unser Dasein gebracht haben, das ihrer so sehr bedarf. In diesem Sinne zu wirken möge jedes Mitglied unserer Gesellschaft als eine Aufgabe betrachten, die nichts Schweres an sich hat. Wer sich ihr nicht entzieht, erwirbt sich eine jener Auszeichnungen, die vielleicht unberedet bleiben, die aber sich geheimnisvoll dem Wesen zulegen und die Strahlung eines Menschen erhöhen.

Max Rychner, Präsident

Mein Briefwechsel mit Thomas Mann verteilt sich, wenn auch unregelmäßig, über ein gutes Dritteljahrhundert, von 1921 bis zu seinem Tod 1955. Über 35 fast durchgehend von seiner eigenen Hand stammende Schriftstücke verschiedener Länge und wechselnden Inhalts gehören dazu, darunter viele Antworten auf meine Besprechungen und Essays über sein Schaffen und Äußerungen über meine ihm zugesandten Bücher. Von meinen eigenen Briefen habe ich meistens Kopien wiedergefunden.

Über meine persönlichen Beziehungen zu Thomas Mann und seine Beziehungen zur Schweiz habe ich mich in der Einleitung und im Schlußkapitel meines 1955 erschienenen Buches «Thomas Mann. Ein Meister der Erzählkunst» (Atlantis Verlag Zürich) geäußert. Die baldige Veröffentlichung unseres Briefwechsels als selbständiges Bändchen ist in Aussicht genommen. Hier ein paar Proben.

Robert Faesi

Dieser Brief bezieht sich auf meinen Essay: Kurgäste, Thomas Manns Zauberberg und Hermann Hesses Kurgast, Aufzeichnungen von einer Badener Kur.

München, den 22. XI. 25
Poschingerstraße 1

Lieber Herr Professor,

Haben Sie vielen Dank für den schönen Artikel! Wirklich ich hätte Ihre Stimme vermißt, wäre sie garnicht laut geworden. Die Zusammenstellung mit Hesse, dem ich mich gerade im «Badegast» nahe fühlte, ist mir durchaus sympathisch. Über den

«Zauberberg» sagen Sie viel Kluges und Eindringliches. Ihre Einwände will und kann ich nicht widerlegen. Ich will nur allgemein erklären (und habe das auch schon öffentlich getan), daß ich mich ungern relativistisch und nihilistisch verstanden sehe. Der Roman, obgleich er vom Tode handelt, ist ein «lebensfreundliches» Buch, eine innere Eigenschaft, die sich äußerlich durch Humor bekundet. Vielleicht ist es der einzige humoristische Roman unserer Tage, – ein stolzes Wort, wenn man bedenkt, wie nahe das Humoristische mit dem Epischen selbst zusammenhängt; aber es ist wahr, glaube ich.

Hans Castorp ist ein Opfer, ein kleiner, forcierter Vorläufer. Seine Sittlichkeit ist das Experiment. Er «widersteht nicht dem Bösen». Aber auf diesem Wege lernt er, bevor er in den Krieg gerissen wird, vom «Wahren», von zukünftiger Humanität etwas ahnen.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

Sanary sur mer. 28. VI. 33
«La Tranquille»

Lieber Herr Professor,

Über Ihren freundlichen Gruß vom 16. Juni haben meine Frau und ich uns herzlich gefreut. Es ist wahr, wir haben recht schwere Monate hinter uns, und sonderbar genug ist es, von einer Reise, die man in völliger Harm- und Ahnungslosigkeit antrat, sich plötzlich die Rückkehr ins Heimatliche abgeschnitten zu sehen. Es war ein ziemlicher Chock, aber eine gewisse Beruhigung ist, obgleich unsere Lage höchst problematisch bleibt, nun doch eingetreten, zumal wir doch jetzt wenigstens, nach einem Wander- und Hotelleben von vielen Wochen, ins Private zurückgefunden haben, was seelisch eine Art von Heimkehr-Ersatz bedeutet. Seit zehn Tagen bewohnen wir dies schön gelegene und allerliebste eingerichtete kleine Haus, in dem wir vier unserer Kinder, die jüngeren, bei uns haben. Unsere Zukunftspläne sind sehr schwankend. Es gibt Freunde in Deutschland, die an unserer Rückkehr arbeiten, in bester Meinung zweifellos. Aber es ist recht zweifelhaft, ob ihr Erfolg zu begrüßen wäre. Ich kann mir das Leben in dem Deutschland, wie es heute ist, nicht vorstellen, und Heimweh ins Alte ist unmöglich, da eben das Alte nicht mehr besteht. Wir haben an verschiedene Städte für unsere spätere Niederlassung gedacht. An Basel, Zürich, Straßburg, auch Prag und, unter gewissen Umständen, sogar an Wien. Es wird ratsam sein, den Beschluß nicht zu überstürzen. Für Zürich spricht natürlich sehr viel, vielleicht wirklich mehr als für Basel, das mich aber durch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Heimatlich-Hanseatischen und durch seine große geistige Überlieferung anzieht.

Noch einmal vielen Dank, lieber Herr Professor, für Ihre Anteilnahme! Grüßen Sie auch Ihre Gattin vielmals von uns und seien Sie selbst in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und vielleicht gar auf ein nachbarliches Zusammenleben begrüßt von Ihrem ergebenen

Thomas Mann

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
15. Nov. 45

Lieber Herr Professor,
welch großes Vergnügen haben Sie mir mit Ihrem Brief gemacht! Es ist wahr, lange, fast beunruhigend lange hatte ich nicht von Ihnen gehört und war schon im Begriffe, mich zu erkundigen. Aber nun ist ja alles in Ordnung. Ich weiß, daß Sie wohlauf am alten, guten, vertrauten Platze sitzen, wo wir auch einmal mit Ihnen saßen, (mir schwebt eine Art von Wohndiele vor, die zugleich etwas altväterisches und komfortables hatte) habe diesen langen geschwätzigen Brief von Ihnen, eine glänzende Beigabe gutgelaunter schlagender Gedichte dazu und Angaben über Ihr Wirken und Schaffen, die mir von Ihrer Spannkraft, Vitalität, vielseitigen Freudigkeit und Bereitschaft eine erfrischende Vorstellung geben. Und Sie wundern sich, was *ich* aus dem Erbe und Acker, Zeit genannt, heraushole! Ach, wie anders mag das von außen ausschauen, als vom eigenen Mißmut und einer Bescheidenheit her gesehen, die sich gar nichts auf sich selber zu gute tut! Wie langsam, Schrittchen für Schrittchen, mit wieviel Unterbrechungen, Einschaltungen, unter welchen nicht endenden Störungen, Zumutungen, Ansprüchen, Zwangszerstreuungen geht es vorwärts! Geduld ist meine ganze Tugend. Schopenhauer hat sie freilich der Tapferkeit gleichgesetzt. Aber sie ist doch wohl nur ihre dulddende Schwester.

Eine gute Hinzufügung war auch der Schlußabschnitt jener Doktorarbeit über das Mythische in der neuen Literatur. Es sind sehr gute Einsichten und Formulierungen darin, wie die vom «Versuch des von seinen Ursprüngen emanzipierten Menschen, seiner Existenz einen überindividuellen Sinn abzugewinnen, was als kultureller Erneuerungswille gedeutet wird; oder die von der geistesgeschichtlichen Wendung von der Geschichte weg zum «normativen Denken». Zuletzt ist wohl die mythische Färbung und Ergriffenheit unserer Dichtung (auch Joyce und Broch in seinem «Vergil» sind einzuschließen) ein Ausdruck der bangen, leidenschaftlichen und fast gebethaften Frage des Menschen nach sich selbst in einer Stunde größter Not und Gefahr. Wie sollte nicht eine Art von neuem, stolz-verzweifelter Humanismus zum Ausdruck kommen unter so radikal bedrohlichen Umständen wie den heutigen! Und ich kenne nichts *Geistigeres*, als die Ironie und Humoristik, die meistens dabei obwaltet. Der Mensch ist rührend, groß, überlegen und amüsan. Er wird sich schon noch einmal «derfangen», wie man in München sagte; und auch die Deutschen werden das tun. Hesse hat sehr richtig gesagt, man könne es nun den Dummen überlassen, sie weiterzuhassen. Aber wie es bei ihnen aussieht, ich meine: moralisch und geistig, das ist nicht leicht herauszubringen. Die Nachrichten bewegen sich in den extremsten Widersprüchen. M. H., ein Schriftsteller der jüngeren Generation, schreibt an Bermann-Fischer: «Meine Verzweiflung gilt nicht den zerstörten Städten – wiewohl das Ausmaß der Zerstörung grauenvoll ist, sie gilt der zerstörten Seele meines Volkes. Was hier angerichtet ist, was sich hier anlässlich der Naziherrschaft offenbart hat, läßt sich nicht beschreiben. Sie kennen wohl die Greuel der Konzentrationslager, aber sie kennen den deutschen Alltag der letzten Jahre nicht, sie kennen den verbrecherisch-dummen, größtenwahnsinnigen, rohen Durchschnittsmenschen nicht. Ich habe ihn

kennengelernt, daß mir zuweilen Hören und Sehen vergangen ist. Die Niederlage, der Zusammenbruch hat nichts, garnichts daran geändert. Im Gegenteil: Das Volk ist heute, in seinen bürgerlichen Schichten jedenfalls nationalsozialistischer als je, ein hoffnungsloser Fall. Und wenn ich den Amerikanern einen Vorwurf machen darf, dann den, daß sie viel zu nachsichtig sind. Die deutsche Frechheit ist bereits wieder obenauf. Ich komme mir wie ein Fremdling in meinem eigenen Volke vor. Am liebsten würde ich nach Amerika auswandern . . .»

Ich habe keinen Grund, ihn für einen hysterischen Hypochonder zu halten. In der «Nation» aber zitiert Reinhold Niebuhr aus dem Brief eines gerade aus Deutschland zurückgekehrten Freundes: «There are innumerable Germans of proved and profound anti-Nazi convictions who have never been seen by our journalists or our army-intelligence people . . . Even a brief conversation with Germans proves that it is not an absence of a sense of guilt which is their problem but a sense of guilt so overwhelming *that it threatens to engulf them.*»

Was soll man nun glauben, wie sich zu ihnen stellen, wie zu ihnen sprechen? Wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so scheint mir H.s Bild der Wirklichkeit näher zu kommen, als das des liberalen Amerikaners. Die ersten Wiederberührungen mit den Leuten dort, insonderheit mit den sitzengebliebenen Kollegen, hatten nicht viel Ermutigendes für mich, und fast bin ich schon überzeugt, daß ich mich heute dort nicht wohler fühlen würde, als um 1930. Aber das ist ein weites Feld – und ich muß abbrechen, lieber Herr Professor. Noch mehrere Briefe nach der Schweiz sind auszufertigen: Fritz Strich hat mir schöne Dinge zu lesen geschickt («Schweizerische Akademie-Reden» und einen Vortrag über Stifter, einen Autor, den ich selbst eben mit staunender Bewunderung wieder lese), und auch von Kerényi kamen neue Schriften, die mich nun aber treuloser Weise nicht mehr so viel angehen, wie einst im Joseph-Mai.

Hesses «Glasperlenspiel» ist ein faszinierendes Alterswerk, versponnen, listig, groß und wunderlich, – exemplarisch deutsch mit einem Wort. Ich bewundere es sehr. Warum hat nicht er den Nobelpreis bekommen, sondern eine Dame in Chile? Man hört nicht auf mich in Stockholm. – Ich freue mich auf alles, was von Ihnen kommen wird, die Götter und Helden, die Städte, und bin vielleicht am neugierigsten auf Ihre Bearbeitung der «Schwarzen Spinne», die für mich längst zu den tollsten Dingen der Welt-Literatur gehört.

Ihr *Thomas Mann*

Der Anfang des Briefes bezieht sich auf meine historische Romantrilogie «Die Stadt der Väter, die Stadt der Freiheit, die Stadt des Friedens» (Atlantis Verlag)

Zürich, den 2. Dez. 52

Lieber Professor Faesi,
tausend Dank für Ihr großartiges Buch-Geschenk! Ich lese Ihr Werk mit Staunen über soviel historisches Wissen (ein Wissen, das mehr als Gelernt haben ist) und über

ein so hochrespektables Vermögen, diesem Wissen lebendige dichterische Gestalt zu geben. Da ist nun ein großes schriftstellerisches Unternehmen mit Geduld und kraftvoller Treue – man möchte sagen: triumphal abgeschlossen. Nicht genug kann man Sie dazu beglückwünschen. Möchten Sie die volle Anerkennung dessen erleben, was Sie damit Ihrer Stadt und Ihrem Lande gegeben haben!

Ich bin von Reisen, Leistungen, allzuviel Festivität (München, Frankfurt, 9 Tage Wien) ziemlich lädiert und erschöpft zurückgekehrt. Es bleibt ein unheimliches Gefühl verbunden mit diesem sich im Äußeren Verausgaben. Aber auch vom Virtuosen und Schauspieler habe ich nun einmal etwas in mir, – wohl wissend, daß es immer ein Nachlassen des Produktiven bedeutet, wenn ich diesem Zuge folge.

Wir haben in Erlenbach, hoch überm See ein Häuschen gemietet und hoffen, Mitte des Monats dort einziehen zu können. Es ist die Wiederaufnahme der Lebensform von 1933–1938, die ich mir in 15 amerikanischen Jahren eigentlich immer zurückgewünscht habe. In meiner Niederlassungsbewilligung (gleich Niederlassung, generöser Weise) steht als Zweck des Aufenthalts: «Verbringung des Lebensabends und schriftstellerische Betätigung». Ist doch hübsch, nicht wahr?

Es ist unrecht, daß wir Sie und die Ihren in all der Zeit noch nicht zu sehen bekommen haben. Möge es sich im neuen Jahr recht bald einmal fügen!

Mit vielen Grüßen und allen guten Wünschen von Haus zu Haus

Ihr *Thomas Mann*

Erlenbach-Zürich, 1. XI. 53

Lieber Professor Faesi,

tausend Dank für Ihren Brief, bei dessen Empfang ich doch wieder etwas wie einen Gewissensbiß empfand. Natürlich mußte ich Ihnen «Die Betrogene» schicken, aber immer ist solche Sendung ja nicht nur eine Aufmerksamkeit, sondern ein Beschwernis auch und eine Zumutung. Man legt dem Empfänger etwas wie die Verpflichtung damit auf, sich zu «äußern», und das ist gerade in diesem péniblen Fall garnicht so leicht. Als ich über Hesse zu seinem Fünfundsiebzigsten geschrieben hatte, glaubte er auch, sich entschuldigen zu müssen, daß man mich damit geplagt hätte und schrieb seinerseits: «Wie ein starker Aal» hätte ich mich aus der Affäre gezogen. Das prächtige Bild paßt genau auch auf Sie.

Dank für Ihre Teilnahme an unseren Unterkunftssorgen. Ich sagte Ihnen ja, daß ich liebend gern am Zürichsee bliebe, aber es herrscht hier ein Grundstück-Wucher, von dem man sich dégoutiert abwendet. 45 oder 50 Franken der Quadratmeter mindestens! Und dafür geben die Besitzer es nicht einmal her, sondern wollen warten bis es auf 80 oder 100 steigt. Sie verdienten einen großen Krach ... Der Unfug reicht bis Meilen, Feldmeilen und Obermeilen, und erst in Stäfa bekommt man ein Stück Wiese, das nicht gleich 100000 Franken kostet. Von da sind es nur noch 10 Kilometer bis Rapperswil, und Zürich ist hübsch weit. Ich fürchte, ich würde vor dem Besuch selbst der interessantesten Vorträge im Schriftstellerverein zurückschrecken.

Trotzdem gehen wir stark mit dem Gedanken um, uns dort ein definitives Heim nach unseren Bedürfnissen zu bauen, falls sich nicht eben doch in der klimatisch vorzuziehenden Gegend von Vevey und Montreux, die vor der Bise geschützt ist, etwas fertig Passendes in Gestalt eines der früher dort von Ausländern, Holländern oder Engländern, gebauten Häuser findet, von denen uns mehrere angeboten werden. Wenn ich ein geräumiges, bequemes Haus habe, in dem ich wirklich heimisch werden kann, ist es mir im Grunde gleichgültig, wo es steht.

Wir wollen diese Woche noch einmal für ein paar Tage zu Rekognoszierungszwecken gen Westen gehen. Wenn wir zurück sind, müssen Sie und Ihre liebe Frau recht bald einmal zum Abendessen zu uns kommen, wie es längst unser Wunsch ist. Wir haben eine österreichische Köchin vom Wolfgangsee, die vorzüglichen Strudel macht.

Mit vielen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr *Thomas Mann*

Bad Kissingen, 11. Mai 55

Lieber Professor Faesi,

im letzten Augenblick vor unserer Abfahrt erhielt ich Ihren guten Brief, Ihr schönes, freundschaftlich mein Dasein bejahendes Buch. Recht herzlichen Dank für dies erste Geschenk zu meinem 80sten, das wohl das Bedeutendste bleiben wird. Ich habe in freien Augenblicken schon allerlei darin gelesen und denke mir, es muß einem doch wohler in der Seele sein beim Verstehen und dem Seienden seinen Platz gönnen, als beim Holthusen'schen Schimpfen und Heruntersetzen. Ihre Stimme klingt ruhig und freundlich, durchaus gemessen dabei, wo die jenes Hassers sich kreischend überschlägt. Übrigens soll er nicht mehr so ganz zu seiner frommen Diatribe stehen.

Besonders dankbar bin ich Ihnen, daß Sie, was an *Schweizerischem* in den «Faustus» hineinspielt, da und dort in Ihrem Buch vermerkt haben, was sonst noch nie geschehen war. Sogleich im Eingangsbrief, und dann gelegentlich des kleinen Nepomuk, dessen «Funktion» es war, die Sprache aus dem Lutherischen weiterzurückzuführen ins Mittelhochdeutsche. Dort ist der Anknüpfungspunkt für den «Erwählten». Gottlob hat der Kleine seine Ermordung durch den Bösen gut überstanden. Er ist jetzt schon fast fünfzehn geworden und wird von Florenz, wo er eine Schweizer-Schule besucht «in einem blauen Anzug mit langen Hosen», wie er mir schreibt, zum Geburtstag nach Kilchberg kommen. Er weiß nichts davon, daß ihn einmal der Teufel geholt, aber ich fühle mich immer etwas in seiner Schuld und freue mich an jedem Jahr, um das er älter wird. Übrigens hat er nichts Epiphanienhaftes mehr an sich.

Hier ruhen wir uns ein paar Tage aus. In Stuttgart wurde ich so hart hergenommen wie ein Schweizer Soldat. Aber die Schiller-Rede hat gefallen. Am Ende erhoben die Leute sich von den Plätzen.

Auf bald! Und Dank noch immer!

Ihr *Thomas Mann*